

# Nebraska

## Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Rebr., 6. Mai 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 36.

### Frühlingslied.

Winter war es! Schnee bedeckte  
Kings die Welt mit weichem Flaum.  
Doch der Frühling kam und weckte —  
Wald und Flur aus ihrem Traum.

Warme Strahlen schickt die Sonne,  
Ruft die Drossel auf zum Sang.  
Sie probirt ihr Lied, o Wonne!  
Herzlich tönt der Stimme Klang.

Und der Drossel fröhlich Singen  
Lodt der muntern Finken Schaar.  
Ach, das ist ein lustig klingendes  
Schöner war's in seinem Jahr.

Aus der Knospe brauner Hülle  
Lugt ein Blättlein schon hervor:  
Sagt, was soll des Jabels Fülle?  
Sagt, was soll der Sänger Chor?

Was ist das? Es sprengt die Klause,  
Fort sind Eis und Schnee, hurra!  
Kommt ihr Schwefel aus dem Hause,  
Kommt, der Frühling ist ja da!

Er ist da. Des Frühlings Regen  
Füllt mit Leben an die Welt;  
Blumen sprossen auf den Wegen,  
Wo der Lenz den Fuß hinstellt.

Auch den Menschen saht die Freude,  
Jedes Herz regt fröhlich sich.  
König Lenz befreit vom Leide,  
König Lenz, wir preisen dich.

Gustav von Belsen.

### Trudel's Hut.

Novellette von Dora Dunder.

#### 1.

Der Papa war nicht zu bewegen,  
die Mama — was ein wahres Wunder  
war — blieb gleichermäßen hart-  
herzig. Die Kaffe für die Sommer-  
garderobe war gesperrt. Alles Not-  
wendige und darüber war angeschafft,  
nichts mehr für neue Ausgaben zu er-  
betteln.

„Noch ein neuer Hut — vielleicht  
gar ein Wirtshaus von Topfhut?  
Sieh's nicht!“ lautete der kategorische  
Imperativ.

Trudel lief mit verheulten Augen  
umher. All ihre Freundinnen hatten  
zwei, auch drei neue Hüte, Topfhüte  
natürlich, sie allein sollte mit der al-  
tmodischen Glode zu dem Sommerfest  
nach Tegel gehen? Lieber in die Sprez,  
wo sie am tiefsten war!

Endlich sah Trudel mit ihrem ge-  
sunden Menschenverstand ein, daß sie  
mit Heulen und Jammer den Dingen  
um kein Jota auf die Beine haß. Im  
Gegenteil. Der Termin des Som-  
merfestes rückte immer näher, die Aus-  
sicht auf den Topfhut immer weiter,  
ergo — galt es nicht zu heulen, son-  
dern zu handeln.

Sie zählte ihre Baarschaft nach.  
Als geborenes Lederman hat Trudel  
lethargisch für Erdbeeren und süßen  
Kirschstuden unverantwortlich viel Za-  
schengel vernascht. Ein schäbiger  
Rest von zwei Mark trieb sich in ih-  
rem Geldtäschchen umher. Den Topf-  
hut hätte sie sehen mögen, der sich für  
diese Summe erstehen ließ. Ihren  
Willen aber wollte sie haben, und für  
den Topfhut auch. Was sollte der  
junge Bantbeamte — wohlbestallter  
Volontär bei der „Darmstädter“ —  
für einen Begriff von ihr bekommen,  
wenn sie in Tegel mit einem vorstun-  
tlichen Hut erschien? Denn daß der  
hübsche „todtschide“ junge Mann  
von der Partie sein würde, wußte  
Trudel aus nicht mißzuverstehenden  
Andeutungen.

Es war Montag; bis Samstag  
mußte der Topf zur Stelle sein, weiß  
mit rosa Rosen und einem weißen  
Taubenflügel. Da gab's nichts. Was  
Trudel wollte, setzte sie durch.

Trudel warf sich auf die Inzerate  
der Tageszeitungen, Baarenhäuser,  
Kaufhäuser, Kontorsmassen, Ausver-  
käufe. Wenn sie für ihre armseligen  
zwei Mark — Vorschuß auf Monats-  
geld gab Papa grundtrotzig nicht —  
nur wenigstens das Rohmaterial er-  
stand, würde man schon weiter sehen.

Endlich hatte sie etwas gefunden,  
das einem Hoffnungsschimmer gleich  
sah. Hoch oben im Norden, ausgerech-  
net auf halbem Wege nach Tegel, lün-  
digte ein Geschäft moderne Hutformen  
zu 75 Pfennig an. Dazu 20 Pfen-  
nig Straßenbahn, versprach eines der  
beiden Marktstände weniger fünf Pfen-  
nig. Rest, eine Mark fünf Pfennige  
für die Garnierung! Mager war's,  
aber es mußte gehen. Von Hutfutter

tonnte man absehen. Ebenso von  
Draht und theurem Laub. Der Tau-  
benflügel konnte die Welt nicht kosten.  
Schließlich und endlich mußte die Ge-  
flügelkraut — Stand No. 7 — einen  
„rausrüden. Trudel würde ihr dafür  
einen heiligen Eid leisten, daß Papas  
Tauben, sobald er seine Magenrisse  
bekam, von keiner anderen Quelle je  
bezogen würde. Wollte Gott ist  
ausgiebige Magenrisse beschee-  
ren! Warum war er so gnietschig?“  
dachte Trudel gefühlos.

Aber die Rosen! Sie plünderte in  
Gebanken ihre und Mamas sämtli-  
che Hüte, garnierte Gesellschaftsklei-  
der, alte Kramkisten — nirgends eine  
brauchbare Rose und sie brauchte einen  
Kranz.

Die Hutform in der Invalidenstrafe  
war erkunden, ordinärstes Stroh al-  
lerdings, aber sonst ganz nett. Jetzt  
kam „Stand 7“ an die Reihe. Aber  
Frau Bumsby war hartberzig, hart-  
herzig bis zum Meißelstein. Bei dem  
mageren Geflügelkontum von Tru-  
del's Vater konnte sie nichts darauf  
geben, beileibe nicht! Kein Eid nie-  
te. Konnte das Fräulein ihr schwarz auf  
weiß geben, daß die Magentränktheiten  
ihres Herrn Vaters sich wieder ein-  
stellen würden. Trudel schwieg be-  
schämt. Na also! Aber für 'ne halbe  
Mark sollte sie 'nen Taubenflügel ha-  
ben, schön weiß, blytblant und auf-  
recht ohne Knick.

Trudel besann sich nicht lange und  
griff zu. Billiger kam sie doch nicht  
dazu.

Frau Bumsby nickte wohlgefällig  
hinter ihr her: 'n hübsches forches  
Mädel, alles was recht war. Aber  
mit 'n Mann würde es hapern bei der  
Povertät. Schade dr'um!

Trudel nahm aufs Neue ihre Zu-  
flucht zu den Inzeraten. Die Rosen  
hatte sie aufgegeben. Rosa-Band  
würde es auch thun. In der Land-  
bergerstrafe gab es großen Brenden-  
tensausverkauf. Diesmal ging sie zu  
Fuß und erkund für ihre letzten 50  
Pfennige zwei Meter dünnes rosa  
Seidenband.

Zu Hause sah sie und mühte sich ab.  
Es wollte kein Chic in die Sache kom-  
men. Ihre niedlichen Fingerringe wa-  
ren gar zu ungeeignet in bergleichen  
Dingen. Immer wieder rampte sie vor  
die Schaufenster der eleganten  
Modeschäfte, ihnen ihre Geheimnisse  
abzugeben. Wie leicht und natürlich  
wandten sich die Bänder, schlangen sich  
die größten Flügel hinein, warum  
sollte ihr das nicht gelingen?

Aber es gelang ihr nicht. Das  
dünne Band lag flach und armelig  
um den hohen Kopf, so oft sie es auch  
ausgebügelt und neu gesteckt hatte!  
Der Flügel ragte unermittelt steil  
und gefühlos zwischen den mageren  
Bandenden auf. Ja, hätte sie Rosen  
gehabt, einen vollen Kranz Rosen, es  
wäre ein Leichtes gewesen, Chic und  
Grazie in die Sache zu bringen!

Mit zerstochnen Fingern gab sie  
das Kennen endlich auf. Sie würde  
wie eine Vogelscheuche aussehen —  
auch gut. Wenigstens hatte sie ihren  
Topfhut und ihren Willen durchge-  
setzt.

Der Tag des Festes war ein wun-  
dervoller Sommertag. Blau und wol-  
tenlos wie ein gespanntes Atlaszell  
lag der Himmel über der Stadt. Ros-  
en, Jasmin und Linden dufteten.  
Die ganze Luft schien davon erfüllt zu  
sein.

Um sechs Uhr Nachmittags sollte  
die Fahrt nach Tegel losgehen, und  
um vier Uhr war Trudel fertig ange-  
zogen. Das frisch gewaschene weiße  
Schuldtüschchen that noch immer seine  
Schuldtüschchen. Aber der Hut! Sie  
mochte garnicht in den Spiegel gucken.  
Das reiche blonde Haar hatte sie in  
großen Puffen und Wellen hervorge-  
zogen, damit man nur möglichst wenig  
von dem mißglückten Topfhut sah.

Trudel's Eltern wohnten weit drau-  
ßen im neuesten Westen Berlins. Da  
sie das Fest nicht mitmachen, wurde  
Trudel zu der befreundeten Familie  
geschickt, in deren Schatz sie gegeben  
worden war. Ihr Weg dorthin führte  
sie über Feld. Langsam schlendert sie  
auf der abgetretenen Wiese daher.  
Einen grünen Gassenhauer singend,  
lamen ihr drei schmutzige Kinder, die  
Hände voll Feld- und Wiesenblumen,  
entgegen. Weiß, roth, gelblich und  
bläulich blühte es in den kleinen drei-  
eckigen Häuflein, die sich Trudel entgegen-  
streckten.

„Scheine, frische Blumen. Fräu-  
leinchen. Ach, kooßen Sie uns wat  
ab.“

In Trudel sprang blyhartig ein Ge-  
dankel auf. Blumen! Frische, bunte  
Blumen! Und welche Fülle von Blu-  
men zum Kranz für ihren Hut! Blu-  
men, um seine Armseligkeit, sein Un-  
geschick zu deden!  
Sie griff in die kleine Ledertasche,  
die sie am Arm trug. Geld hatte sie  
keines bei sich. Die Mama wollte nach-  
träglich mit den Freunden abrechnen,  
aber dafür zwei große Tafeln Photo-  
labe als Wegzehrung.

„Wollt ihr die Chotolade für Eure  
Blumen?“ fragte sie hastig. „Und  
wollt ihr mir helfen, einen Kranz zu  
binden?“  
Mit Freudengeheul waren die drei  
kleinen Strolche dabei. Dann hockten  
sie zu vier auf dem abgetretenen Wie-  
senland, banden einen dicken, bunten  
Kranz und schlangen ihn über das  
magere Seidenband, und Frau Bums-  
by's Taubenflügel stand inmitten der  
bunten Pracht so hell und aufrecht und  
natürlich da, daß es eine wahre Lust  
war.

Trudel's Herz klopfte vor Freude,  
als sie sich im Taschenspiegeln be-  
sah. Nun brauchte sie sich vor Niemandem  
mehr zu vertheidigen, am wenigsten vor  
Hans Waldegg, dem jungen Volontär.

Er hatte sie sogleich herausgefunden  
und bot sich ihr als Partner beim  
ersten Reigen. Dann, als es zum  
Abendbrot in das hochgelegene Wald-  
haus ging, blieb er dicht an ihrer  
Seite, zuerst auf dem schmalen Weg  
am Seeufer hart am Wasser, auf dem  
purpurglühend das Abendroth lag,  
dann durch den leise dämmenden  
Wald, unter Eichen und Buchen hin.  
Sie wußte nicht recht, wie es kam, daß  
sie plötzlich die Leuchten und fast allein  
waren.

„Wie reizend Sie heute sind, Fräu-  
lein Trudel!“ sagte Hans Waldegg  
und sah ihr dabei so herzlich und voller  
Bewunderung in die Augen. „Und  
wie entzückend der Hut Sie kleidet!  
Eine ganz neue originelle Idee, dieser  
frische Blumentranz! Eine völlige  
Kostbarkeit!“

Trudel lachte halb verlegen, halb  
geschmeichelt auf; aber dann berichtete  
sie. Sie wollte sich nicht unter fal-  
scher Flage bei ihm einschmiegen.  
Er sollte nicht glauben, daß sie eine  
Modedame sei, die ohne Weiteres und  
selbstverständlich zu kostbaren Topfhü-  
ten komme.  
Als der junge Mann die Geschichte  
dieses Hutes hörte, nahm er erst ihre  
kleinen zerstochnen Finger und küßte  
sie anständig. Dann zog er sie ein  
wenig zur Seite, auf einen schmalen  
Pfad wieder zum See hinunter, an  
dem es noch hell genug war, sich nicht  
nur in die warmen, jungen, glücklichen  
Augen zu schauen, sondern auch einen  
Brief zu lesen, den der junge Mann  
in seiner Brusttasche trug.

In dem Briefe aber hieß es: . . .  
Du schreibst, mein lieber Junge, daß  
Du ein junges Mädchen liebst, das,  
wie Du anzunehmen Ursache hast, mit  
äußeren Glücksgütern nicht eben ge-  
segnet ist. Meinen Segen gebe ich Dir  
trotzdem, denn wir brauchen es glück-  
licher Weise nicht darauf anzusehen.  
Wichtiger scheint mir, daß sie gesund,  
frisch, resolut und bescheiden ist, selbst  
weiß, was sie will und das Leben im  
Großen und Kleinen praktisch zu neh-  
men versteht. . . .

Weiter lassen sie nicht. Stott des  
Papieres hielten ihre Hände einander,  
und dann hatten auch ihre Lippen sich  
gefunden.

„Trudel“, hat Hans Waldegg, als  
man spät am Abend auseinanderging,  
den Hut müßt Du mir schenken, so  
wie er ist. Ich schick ihn morgen der  
Mutter und schreib' ihr Deine Beichte  
dazu.“

Und so kam es, daß Trudel ihren  
schönen, selbstverfertigten Topfhut nur  
dies eine Mal getragen hat.

Matte.  
Freundin: Wende Dich doch mal  
an den Heirathsmittler Meier, der  
verschafft Dir sicher einen Mann.“

Älteres Fräulein: „Meinst Du?“  
Freundin: „Ganz gewiß, der hat ja  
schon die älteste und häßlichsten  
Frauenzimmer an den Mann ge-  
bracht.“

Daß die Normonen gerade bei den  
hellen Sachsen die Profolytenmacherei  
so eifrig betreiben, ist eigentlich ver-  
wunderlich. Oder hängt es damit zu-  
sammen, daß dort die schönen Mädchen  
auf den Bäumen wachsen?

### Schah-Erinnerungen.

Muzaffer ed din Mirza. — Wer  
erinnert sich nicht der unzähligen Aned-  
doten, die sich an die Europareise des  
verstorbenen Schahs von Persien  
Muzaffer ed din knipfen! Aber es  
hielt stets schwer, zwischen Wahr-  
heit und Dichtung zu unterschei-  
den. Daher verdienen die Erinnerun-  
gen des bekannten Pariser Siche-  
heits-Kommissars Xavier Paoli, die  
dieser jetzt im McClure's Magazine  
veröffentlicht hat, ein besonderes In-  
teresse. Paoli war dem Schah bei  
seinem Aufenthalt während der Pariser  
Weltausstellung im Jahre 1900 als  
Schwache zugezogen worden. Er  
hatte also Gelegenheit, Muzaffer ed  
din auf Schritt und Tritt zu beobach-  
ten. Paolis Aufzeichnungen sind nicht  
nur physikalisch interessant, sondern  
sie offenbaren auch einen köstlichen  
Humor.

Paoli erzählt zuerst, daß er seine  
Ernennung zum Schutz-Trabanten  
der persischen Majestät mit sehr ge-  
mühten Gefühlen aufgenommen habe,  
weil er sich der vielen „on dit“ erin-  
nerte, die noch über den Besuch des  
Schahs Rasse ed din im Umlauf wa-  
ren. Hatte Rasse ed din doch den  
Wunsch geäußert, einer echten Pariser  
Hintrichtung beizuwohnen. Das „Glück“  
war Rasse-ed-Din hold, denn das Ge-  
hängnis an der Place de la Roquette  
beherbergte gerade einen zum Tode  
verurteilten Verbrecher. Rasse ed din  
erschien also am Morgen der Hinrich-  
tung auf der Place de la Roquette und  
harrete der graulichen Dinge, die da  
tun sollten. Als der Verbrecher  
zur Guillotine geführt wurde, schien  
jedoch das totalblasse Gesicht des De-  
linquenten das Herz des Schahs zu  
rühren, denn er erkundete die französi-  
schen Beamten, den „blaffen Mann“  
zu befragen und nur den anderen,  
der sich viel gefasster benehme, hinzu-  
richten. Dem Verlangen des Schahs  
konnte nicht entsprochen werden, weil  
der „andere“ Staatsanwalt war.

Paoli fürchtete, daß Muzaffer ed  
din ähnliche Wünsche äußern würde,  
und der Kommissar sah sich bereits  
selbst unter der Guillotine. Seine Be-  
fürchtungen erwiesen sich jedoch als  
grundlos, denn Muzaffer ed din ent-  
puppte sich als ein so friedlicher Herr,  
daß Paoli oft Mühe hatte, den Angst-  
zuständen des Schahs ein Ende zu be-  
reiten. Der Schah litt an einer ent-  
setzlichen Furchtsamkeit, die sich nach  
dem Attentat des Anarchisten Salfon  
(am 2. August 1900) bis ins Kranz-  
hafte steigerte. Wie Paoli berichtet,  
war es nur der Geistesgegenwart des  
Hofmarschalls Mohammed Khan zu  
verdanken, daß das Attentat mißlang.  
Mohammed Khan packte den Attentä-  
ter so fest am Arm, daß kein Anarchi-  
st die Mordwaffe entfiel. Paoli er-  
zählt, daß ihm am Morgen des At-  
tentats eine Warnung zugeing, er die-  
ser jedoch wenig Beachtung schenkte,  
weil er sich auf die den Schah stets be-  
gleitende Kavallerie-Eskorte verlieh.  
Am Tage des Attentats aber traf es  
sich, daß der Schah früher ausfahr als  
gewöhnlich, die Eskorte kam daher zu  
spät. Nach dem Anschlag befohl der  
Schah, sofort umzukehren. Als er  
vor seinem Hotel größere Menschenan-  
sammlungen bemerkte, fragte er ent-  
setzt: „Jetzt will wohl noch einer schie-  
ßen?“ In der Folge wollte der Schah  
auf allen seinen Wegen einen Adjun-  
tanten mit einem geladenen Revolver  
in der Hand vorangehen lassen. Paoli  
konnte ihm nur mit größter Mühe ver-  
ständlich machen, daß dies gegen die  
europäischen Sitten verstöße.

Ganz aus dem Häuschen geriet  
Muzaffer ed din bei einer Radium-  
Vorführung des Professors Curie.  
Der Schah hatte den Wunsch geäußert,  
die Entdeckung Curies persönlich in  
Augenschein zu nehmen. Da die Vor-  
führung nur in einem dunklen Räume  
erfolgen konnte, so wurde der Keller  
des Elisee-Palais-Hotels ausgenützt.  
Raum waren jedoch die elektrischen  
Lichter verloschen und Curie wollte  
mit seinen Radium-Demonstrationen  
beginnen, als der Schah in Schrei-  
trümpfe verfiel und schleunigst nach  
oben gebracht werden mußte. Muzaffer  
ed din wurde schließlich so nervös,  
daß er nur noch in einem hellerleuch-  
teten Gemache schlafen konnte, wo sich  
seine Umgebung laut unterhalten und  
ihm zuweilen auf die Beine und Arme  
klopfen mußte. Der Schah bildete sich  
nämlich ein, wie Paoli erzählt, daß er  
auf diese Weise im Schlafe nicht vom  
Tode überfallen werden konnte.

Paoli plaudert auch über die Kauf-  
wut des Schahs. Muzaffer ed din  
kaufte einfach alles. Wenn ihm etwas  
gefiel, so erklärte er nur: „Je prends“.  
Ob es ein Panorama, ein Automobil,  
ein Intenfab oder eine — Frau war.  
Muzaffer offenbarte nämlich das Ver-  
langen, jedes weibliche Wesen, das ihm

gefiel, mit nach Teheran nehmen zu  
wollen. Da aber die Worte „je prends“  
seine gesamten französischen Sprach-  
herrlichkeiten umfaßten, so glaubte  
Muzaffer ed din sich mit seinen „je  
prends“ jede Pariserin erkaufen zu  
können.

Dadurch geriet Paoli zuweilen in  
die tomistischen Situationen. Eines  
Nachmittags weilte er mit dem Schah  
im Bois de Boulogne. Der Schah be-  
merkte eine Gruppe junger Mädchen,  
die er durchaus photographieren woll-  
te. Paoli spielte den Dolmetscher und  
unterbreitete den jungen Damen den  
Wunsch der persischen Majestät. Das  
fidele Quartett kam dem persischen Er-  
suchen bereitwilligst nach und ließ sich  
knipsen. Plötzlich aber wies Muzaffer  
ed din mit dem Finger auf die jungen  
Mädchen und sagte: „Paoli, je  
prends!“ Dieser spielte abermals den  
Dolmetscher, aber die lustigen Mädels  
rißen schleunigst aus.

Der Schah gerieth jedoch einmal an  
die unrichtige Adresse. Er saß in der  
Präsidentenloge in der Großen Oper  
und schaute unverwandt durch sein  
Opernglas nach dem vierten Range.  
Paoli zerbrach sich den Kopf darüber,  
was für Gespenster Muzaffer ed din  
dort oben wieder einmal sehen könnte.  
Endlich kam der Hofmarschall des  
Schahs zu Paoli und sagte: „Majestät  
hat dort oben eine wunderschöne Frau  
entdeckt und Sie möchten sie fragen,  
ob sie mit nach Teheran kommen will.“  
Wie Paoli launig bemerkt, hatte ihn  
die französische Regierung zwar nicht  
zum persischen Postillon d'Amour be-  
stimmt, aber er gab trotzdem einem  
feiner Untergebenen den Auftrag, der  
Dame den „Je-prends“-Wunsch des  
Schahs zu unterbreiten. Der Detek-  
tiv lehrte nach der Pause mit wüthen-  
dem Gesicht zu Paoli zurück und theilte  
diesem mit, daß die persische Hof-  
feste mit einer schallenden Obsequie  
beantwortet wurde. Als der Schah  
dies vernahm, verließ er entrüftet das  
Theater.

Paoli erzählt ferner, daß Muzaffer  
ed din zuweilen sehr bissig werden  
konnte. Als man ihm im Louvre das  
sogenannte „Persische Zimmer“ mit  
den aus Persien stammenden Kostbar-  
keiten zeigte, meinte er: „Wenn wir es  
in Teheran zu einem Museum gebracht  
haben, so werde ich auch ein „französi-  
sches Zimmer“ einrichten lassen.“ Und  
als Paoli den Schah bei einem Besuch  
des zoologischen Gartens auf drei Kame-  
len aufmerksam machte, sagte Mu-  
zaffer ed din mit einem lächelnden: „Das  
ist alles? — Ich besitze zu Hause neun-  
tausend Kamele.“

Eines Morgens äußerte der Schah  
den Wunsch, das Schloß Fontaine-  
bleau zu besuchen. Als man vor dem  
Schloße eintraf, bestand er darauf,  
daß die Dragonerestorte abjete und  
ihm in den Schloßhof folge. Im be-  
rühmten „Cour des Vieux“ ließ Mu-  
zaffer ed din die Leute antreten und  
betrachtete sie längere Zeit mit ver-  
schämten Armen. Dann begab er sich  
ins Schloß. Erst später erfuhr Paoli,  
daß der Schah „Napoléons Abschied  
von seinen Gardes“ in Szene gesetzt  
hatte.

Amüsant ist auch die Geschichte mit  
der Großfürstin Wladimir. Der Schah  
hatte die Fürstin zum Frühstück einge-  
laden. Als man sich zur Tafel gesetzt  
hatte, präsentierte ein Beamter dem  
Schah auf einem goldenen Tablett ein  
— falsches Gebiß, das Muzaffer ed  
din, ohne sich zu genieren, in den  
Mund schob. Am nächsten Tage über-  
schickte er der Großfürstin mehrere  
herrliche Teppiche, dieselben Teppiche,  
die die Fürstin im Heim des Schahs  
bewundert hatte und die, wie Muza-  
ffer ed din in einem Begleitschreiben er-  
klärte, nach dem Betreten durch die  
Großfürstin von seinen anderen Fü-  
ßen entfernt werden sollten.

„Auch ich hätte beinahe einen wert-  
vollen Perfer erhalten, schließt Paoli  
seine Erinnerungen. „Der Schah hatte  
einen seiner Begleiter angewiesen, mir  
den Teppich zu übergeben. Ich erin-  
nerte den Herrn mehrmals an das  
Versprechen des Schahs. Aber stets  
kam man mir mit neuen Ausreden.  
Sogar auf dem Wege von Paris zu  
einem entfernten Orte, bis wohin ich Mu-  
zaffer ed din begleiten mußte, vertritt  
sich mich von Station zu Station  
auf meinen Teppich. Nahe der  
Grenze wurde ich erlucht, mit nach  
Straßburg zu kommen, dort würde  
ich den Teppich sicher erhalten. Ich  
glaube, ich hätte bis — Teheran mit-  
reißen können, es wäre nur bei den  
Versprechungen geblieben.“

Felix Baumann.

Fremde Federn.  
Mit fremden Federn ist zu schmücken,  
Das mag ja wohl manchem glücken;  
Doch damit sich aufzuschwingen,  
Das dürfte keinem gelingen.

### Eine gelungene Herzoperation.

gehört noch immer zu den größten  
Seltenerheiten; wenn man aber be-  
denkt, daß Operationen am Herzen  
früher überhaupt für unmöglich gal-  
ten, so muß man den Muth und die  
Geschicklichkeit der Aerzte bewun-  
dern, die sich an einen solchen Ein-  
griff wagen und wenigstens zuweilen  
wirklich die Rettung eines sonst unter  
allen Umständen verlorenen Lebens  
erzielen. Einen solchen schönen Er-  
folg konnte Professor Schnitzler der  
Gesellschaft der Aerzte in Wien vor-  
stellen. Ein Mann war eines Tages,  
scheinbar in bereits sterbendem Zu-  
stande, mit einem selbst zugefügten  
Stich in der Brust in ein Kranken-  
haus eingeliefert worden. Die Wun-  
de befand sich dicht an der linken  
Brustwarze, war einen Zoll lang  
und blutete stark. Der Puls in der  
Hauptschlagader des Handgelenks  
war unspürbar. Da es sich sichtlich  
um einen sonst hoffnungslosen Fall  
handelte, schritt der Arzt mit der  
größten Eile zur Operation. Der Be-  
fund war derart, daß er nicht viel  
Aussicht auf einen erfolgreichen Ein-  
griff eröffnete. Nicht nur der Herz-  
beutel war durchstoßen, sondern die  
Wunde reichte durch die ganze Dicke  
in die rechte Herzstammer hinein.  
Trotzdem machte sich der Arzt daran,  
die Herzwunde mit Seidenfäden zu  
vernähen, was äußerst schwierig war,  
da das Herz bei der Bewegung hestige  
Bewegungen ausführte. Dann wurde  
auch der Herzbeutel vernäht. Wie zu  
erwarten gewesen war, traten  
schlimme Folgen ein, namentlich in-  
folge einer Entzündung der rechten  
Lunge, die wieder noch mehrere Ein-  
griffe und schließlich sogar die Her-  
ausnahme von zwei Rippen notwen-  
dig machte. Dennoch wurde der  
Mann vollständig wieder geheilt.  
Professor Schnitzler hatte früher schon  
zweimal ähnliche Operationen ausge-  
führt, aber ein günstiges Ergebnis  
nicht erzielt können.

Rothes Wasser.  
Jedermann weiß, daß das lange,  
schmale Meer zwischen Arabien und  
Africa das „Rothre“ Meer heißt. Die  
große Weite der 200,000 bis 300,000  
000 Meilen, die alljährlich diesen  
weg nach Ostindien und Ostafrika zu-  
rücklegen, wird aber diese Bezeichnung  
für ganz un begründet erklären. Nichts-  
destominder ereignet es sich bei ganz  
stillen Wetter, daß große Strecken die-  
ses Meer mit einer rötlichen oder  
gelblichen Farbenschicht überzogen  
werden, so daß man den Eindruck hat,  
als fahre das Schiff durch Blut. Wer  
dieses eigenartige Anblick einmal ge-  
habt hat, vergißt ihn so leicht nicht  
wieder. Dicht an der Küste, nament-  
lich in den geschützten Buchten, ist die  
rötliche Farbe ganz allgemein. Diese  
seltsame Erscheinung rührt von einer  
mikroskopischen Alge her, die im Was-  
ser oft in ungeheuren Mengen vor-  
kommt, vielfach in aufgelöstem oder  
schon verfaultem Zustande. Auch an  
der indischen Küste hat man diese Rot-  
färbung schon beobachtet, und ebenso  
vor einigen Jahren an einem ganz ent-  
gegengesetzten Punkt der Erde, nämlich  
bei Rhode Island in Nordamerika.  
Die Algen traten dort in solchen Men-  
gen auf, daß das Wasser undurchsichtig  
wurde, und die versunkenen Pflanzen-  
massen verbreiteten einen widerlichen  
Geruch, während zugleich viele Fische  
abstarben, eine Erscheinung, die auch  
im Rothen Meere schon öfters beobach-  
tet wurde.

Gebendet.  
Als Graf Zeppelin in Berlin seinen  
Besuch abstattete, waren die Berliner  
von ihm gebendet, im übertragenen  
Sinn des Wortes und leider auch im  
buchstäblichen. Der 29. August, der  
Tag der Ankunft des Zeppelin-Luft-  
schiffes in Berlin, war wunderschön;  
bei hellem Sonnenschein und wolken-  
freiem Himmel wurde der Lenkballon  
von aller Welt stundenlang, zuerst  
auf hohen Dächern stehend, erwartet,  
und ungefähr zwei Stunden lang be-  
obachtet werden. Die Berliner mit grollem  
Sonnenschein die Bewegungen des  
Luftschiffes. Das hat nun namentlich  
bei Frauen und Kindern zu Wen-  
dungserscheinungen geführt. Nament-  
lich scheint daran, wie die „Berliner  
Ill. Wochenchrift“ ausführt, die grolle  
Lichtquelle schuld zu sein, die der von  
Sonnemlicht bestrahlte mächtige  
Schiffskörper bildete. Bei Kindern  
traten noch mehrere Tage nach dem  
Ereignis anfallsweise Schmerzen in  
den Augen auf, andere sahen längere  
Zeit alle Gegenstände roth. Und so  
mußte mancher infolge zu vielen Aus-  
schauens noch dem Zeppelin ins Dunkel  
gebracht werden, um den überange-  
strengten Augen Ruhe zu gewähren.